

David Becker
Die Erfindung des Traumas

Sachbuch Psychosozial

David Becker

Die Erfindung des Traumas

Verflochtene Geschichten

Psychosozial-Verlag

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Neuaufgabe der 2. Aufl. von 2006 (Edition Freitag, Berlin)

© 2014 Psychosozial-Verlag

Walltorstr. 10, D-35390 Gießen

Fon: 0641-969978-18; Fax: 0641-969978-19

E-Mail: info@psychosozial-verlag.de

www.psychosozial-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung
des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlagabbildung: © Maria Vedder

Umschlaggestaltung & Layout: Hanspeter Ludwig, Wetzlar

www.imaginary-world.de

Satz: Andrea Deines, Berlin

Druck: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany



ISBN 978-3-8379-2396-4

Inhalt

Vom Trauma	7
Teil I Trauma und Bindung	
1. Die Psychotherapie von Extremtraumatisierten – Chile	25
2. Mariana	55
3. Setting und Übergangsraum	67
4. Von der Mühsal, die eigene Ohnmacht zu nutzen	85
Teil II Traumatische Prozesse und Gesellschaft	
5. Die Wahrheit der Erinnyen	101
6. Das Elend mit den Flüchtlingen – Undankbare Opfer und ihre Helfer	135
Teil III Die Erfindung des Traumas	
7. Zur Notwendigkeit eines konzeptionellen Neuanfangs	165
8. Die Ferne träumen	201
Teil IV Trauma und kulturelle Differenz	
9. Edel, hilfreich und gut	221
10. Verflochtene Geschichten	251
Literatur	303
Bibliographische Hinweise	311

Vom Trauma

In den letzten 25 Jahren hat ein Begriff Karriere gemacht, der das Leid der Opfer von Verfolgung, Unterdrückung und Zerstörung in den verschiedensten Gegenden der Welt und in den unterschiedlichsten politischen Situationen zu umreißen scheint. Kindersoldaten in Sierra Leone, Tsunami-Opfer in Thailand, Überlebende der Zerstörung der Twin-Towers in New York, die Opfer der Aggression in Tschetschenien und viele, viele mehr (die Aufzählung ließe sich beliebig verlängern), sind allesamt durch die Tatsache geeint, dass man sie als traumatisiert bezeichnet. Zwar ist nach wie vor umstritten, was Trauma eigentlich bedeutet, gehen die Meinungen, wie traumatisierten Menschen zu helfen ist, weit auseinander, aber immerhin wird auf ihr Leid verwiesen, hat man endlich anerkannt, dass Ereignisse wie Krieg, Verfolgung und Naturkatastrophen – selbst bei physischer Unversehrtheit – schwerwiegende psychische Folgen nach sich ziehen können. Behandlungszentren für Traumaopfer existieren inzwischen in fast allen reichen Ländern. Aber auch in den Kriegs- und Krisengebieten sind im Rahmen der internationalen Zusammenarbeit unzählige Projekte entstanden, die versuchen, den Traumatisierten zu helfen. Bücher über Traumata füllen ganze Bibliotheken, jährlich gibt es viele Kongresse zum Thema. Die Psychotraumatologie versucht, dem Begriff die notwendigen wissenschaftlichen Weihen zu erteilen. Trotz dieser Entwicklungen gibt es aber immer mehr Traumatisierte, fehlt es überall an Geld und Fachleuten, berichten Beratungs- und Behandlungsstellen von Überlastung und Burnout.

Wie viele andere auch habe ich jahrelang um die Wahrnehmung dieser Thematik in der Öffentlichkeit gekämpft, mich an der Entwicklung des Traumabooms aktiv in Theorie und Praxis beteiligt. Mir ging es dabei immer ganz speziell um die Opfer der Verfolgung, um Menschen, die als Resultat sozialpolitischer Auseinandersetzungen und Machtkämpfe traumatisiert worden waren. Genau diese Perspektive bringt mich aber auch jetzt dazu, der scheinbaren Anerkennung der Traumathematik sehr kritisch gegenüberzustehen. Statt mehr vom Leid der Subjekte in verschiedenen Kulturen und Kontexten zu erfahren, hören wir eigentlich immer einheitlichere und gleichförmigere Klischees. Trauma wird adjektivisch gebraucht, gleichbedeutend mit schlimm oder schrecklich. Statt dass der Bezug zwischen sozialpolitischen und intrapsychischen Prozessen deutlicher geworden und besser verstanden worden wäre, gibt es heute eine im Wesentlichen eng psychiatrisch, ausschließlich symptomorientiert argumentierende Traumaforschung und eine damit verknüpfte Behandlungspraxis, die ihren extrem reaktionären Charakter hinter einer angeblich apolitischen Haltung verbirgt. Statt dass die Berücksichtigung von Traumatisierungen in Kriegs- und Krisengebieten zu einem wirklich neuen und integrierten Ansatz in der humanitären Hilfe und der Entwicklungszusammenarbeit geführt hätte, gibt es nur ein neues Teilgebiet, das oft mehr Verwirrung als Hilfe gebracht hat und den Betroffenen imperialistisch und kulturverleugnend übergestülpt wird.

Ich glaube, es ist an der Zeit, umzudenken und in Bezug auf den Umgang mit sozialpolitischen Traumatisierungsprozessen einen radikalen Veränderungsprozess in Theorie und Praxis einzufordern. Traumaforschung darf nicht weiter als Krankheitslehre entwickelt werden. Individuelles Leid anzuerkennen und zu verstehen kann auch anders als nur durch die Optik eines Mediziners geleistet werden. Kontextuelle Unterschiede und kulturspezifische Eigenheiten dürfen nicht länger übertüncht, sondern müssen im Gegenteil herausgehoben werden. Wir brauchen Rahmentheorien, die es uns erlauben, diesen Differenzen wirklich Rechnung zu tragen. Nicht zuletzt muss begriffen und in nachhaltige Praxis übersetzt werden, dass sozialpolitisch verursachte Traumatisierungen immer Teil des politischen Prozesses bleiben. Ihre Verarbeitung, ihr potentieller Krankheitswert, der mit ihnen verknüpfte Diskurs über Trauma als Stigma oder Auszeichnung sind

und bleiben auf den gesamtgesellschaftlichen Prozess bezogen und werden durch diesen bestimmt. Diese Ebene der Analyse ernst zu nehmen, muss nicht heißen, die individualpsychologische Problematik zu ignorieren. Im Gegenteil, erst auf diesem Hintergrund kann sie wirklich herausgearbeitet und verstanden werden.

Dieses Buch möchte durch die kritische Reflexion der eigenen Praxis, die Diskussion unterschiedlicher traumatischer Realitäten in verschiedenen Teilen der Welt und die Überprüfung wissenschaftsgeschichtlicher Aspekte der Entwicklung des Traumbegriffes Vorschläge erarbeiten, die helfen, die aktuelle Sackgasse in der Traumadebatte zu verlassen und einen Neuanfang zu riskieren. Im Zentrum stehen dabei zwei sehr verschiedene, sich aber produktiv ergänzende Denkansätze:

Zum einen geht es um die Theorie der sequentiellen Traumatisierung von Hans Keilson (1979) in ihrer Erweiterung und Umarbeitung durch mich. Keilsons Theorie ist unbequem, weil sie uns zwingt, langfristige Prozesse zu analysieren und den Blick auf das gesellschaftliche Umfeld zu richten. Tatsächlich bietet er meiner Ansicht nach einen neuen paradigmatischen Zugang zu Traumata, insofern hier eben nicht Trauma als enger medizinischer Begriff definiert wird, sondern als prozessorientierte Rahmenkonzeption, mittels derer wir in unterschiedlichen Kontexten Trauma konkret erfassen und begreifen können.

Zum anderen geht es mir um Edward Saids Konzeption der verflochtenen Geschichten (1994), der sich überlappenden Territorien zwischen Empire und Kolonialländern und der von ihm entwickelten Methode kontrapunktischen Lesens imperialer Texte. Mit Hilfe seiner Überlegungen können die widersprüchlichen Dimensionen der weltweiten Bemühungen um die Opfer der Verfolgung sowie des damit verknüpften Traumageschäftes nicht nur als postkoloniale Prozesse analysiert und verstanden, sondern auch tendenziell überwunden werden. Ich halte seine Ideen für Schlüsselkonzepte, mit denen neue und nützliche Perspektiven in der internationalen Zusammenarbeit im Allgemeinen und in der Traumaarbeit im Spezifischen entwickelt werden können.

Geschichtliches

In gewisser Weise hat meine Auseinandersetzung mit Traumata schon in meiner Kindheit begonnen, wobei ich damals natürlich noch keinen Begriff dafür hatte und die Beschäftigung mit dem Thema eher auf äußere Umstände als auf eigenes Interesse zurückgeführt werden kann. 1954 geboren, lag das Ende des Zweiten Weltkrieges erst neun Jahre zurück. Meine Eltern gaben mir und meinem kleineren Bruder bewusst die jüdischen Namen David und Daniel, weil sie fanden, dass diese nach der Nazizeit in Deutschland nicht mehr genügend vertreten waren. Mir war dieser Zusammenhang bereits mit vier oder fünf Jahren im Detail bekannt. Ich hatte einen Bildband mit Kinderzeichnungen aus Theresienstadt durchgeblättert, und meine Mutter hatte mir Fotos gezeigt von Bergen von Schuhen und Brillen, die von Juden stammten, die im KZ ermordet worden waren. Ich hatte aber auch aus der wunderschönen Carolsfeld'schen Bilderbibel, die wir besaßen, gelernt, wie David über Goliath gesiegt, wie er Saul geschont hatte, wie er selbst zum großen König geworden war etc. Mein Verhältnis zu meinem Namen war zwiespältig, einerseits war ich stolz auf den tapferen und erfolgreichen König David, andererseits verängstigt dadurch, dass so viele Kinder, die hießen wie ich, ermordet worden waren.

Die zurückliegende Kriegsrealität ist aus meiner Kindheit nicht wegzudenken: Meine Mutter war Französin, mein Vater Deutscher. Er war im Krieg schwer verwundet worden und hatte ein verkürztes Bein als sichtbare Folge zurückbehalten. Als angehender Jurist arbeitete er 1944 an der Universität in Straßburg und lernte dort meine Mutter – eine Elsässerin – kennen. Sie heirateten Ende 1944 und zogen an den Bodensee, in ein Gebiet, das nach dem Krieg französische Besatzungszone wurde. Bei meiner Geburt war all das schon Vergangenheit. Manchmal fragte ich mich, ob mein Vater auch beteiligt gewesen war an den Ungeheuerlichkeiten, von denen berichtet wurde und die so viele Davids das Leben gekostet hatten. Fragen, was Soldaten machen, warum sie andere erschießen und wie man sich fühlt, wenn man selbst erschossen wird, beschäftigten mich.

Meine Mutter ließ immer deutlich werden, dass wir Kinder froh sein konnten, zwei Nationalitäten zu haben. Aber was hatte es zu bedeuten, dass Deutsche und Franzosen Feinde gewesen waren und jetzt anscheinend

nicht mehr? Was hatte das mit meinen Eltern zu tun? Manchmal, wenn meine Mutter sich über irgendetwas ärgerte, im Straßenverkehr zum Beispiel, sagte sie: »... und deshalb habt ihr den Krieg verloren.« So lernte ich früh, meine französische Seite zu schätzen, da ich damit zum Sieger wurde und mich von den Verlierern und Verbrechern distanzieren konnte. Das aber brachte mich in Konflikt mit dem verehrten Vater, dem ich nah sein wollte und dessen deutsche Identität ich nicht negativ qualifizieren wollte.

Mein Vater hatte Ernst von Weizsäcker im so genannten »Wilhelmsstraßenprozess« in Nürnberg verteidigt, einige Jahre vor meiner Geburt. Als kleines Kind verstand ich nichts von diesen Prozessen und der Rolle, die mein Vater dabei gespielt hatte. Aber ich wusste, dass er jemanden erfolgreich verteidigt hatte, der einerseits einen hohen Posten in der Nazi-Regierung innegehabt hatte, andererseits aber scheinbar selbst kein Nazi gewesen war. Ich stellte mir meinen Vater als Sieger vor, aber ich wusste dennoch, dass er, als Deutscher, den Krieg verloren hatte, und dass meine Eltern beide der Ansicht waren, dies sei richtig und notwendig gewesen. So ganz passte all das nicht zusammen.

Zum Kindheitsthema wurde die Beschäftigung mit Traumata auch dadurch, dass Inge Aicher-Scholl zu meiner Patentante bestimmt wurde, deren zwei ältere Geschwister für ihre Tätigkeit in der *Weißten Rose* von den Nazis umgebracht worden waren. Die Geschichte dieser mutigen Studenten, die in der Münchner Universität Flugblätter verteilt hatten und dafür hingerichtet worden waren, beschäftigte mich sehr. Ich hätte meine Patentante gerne über all dies befragt, aber ich traute mich nicht, weil es um Schmerz und Tod ging und mir Angst machte. Genau wie bei meinem Namen fühlte ich auch hier diese seltsame Vermischung von großartigen Heldenleistungen und schrecklichen Toden.

Ich erinnere mich an die Berichterstattung in der Tagesschau über den Eichmann-Prozess. Meine Mutter bestand darauf, dass ich dabeibleiben durfte, weil sie wollte, dass ich von all dem schon wusste. Mein Vater war dagegen, weil er fand, ich sei noch zu jung. Ich war mit meiner Mutter einverstanden, weil mir jede Begründung, um abends länger aufzubleiben und fernzusehen, recht war.

Rückblickend stelle ich fest, dass Sieg und Niederlage, interkulturelle Begegnungen und Konflikte sowie zentral die Frage vom Umgang mit

der deutschen Vergangenheit und der Aufarbeitung millionenfacher Verbrechen schon sehr frühzeitig Teil meiner Identitätsentwicklung, meiner Phantasien und konkreten Erfahrungen gewesen sind. Auch wenn ich als Kind mit diesen Realitäten überfordert war, waren es die Themen meiner Familie, über die bei Tisch geredet wurden, und insofern war es die Normalität, in der ich aufgewachsen bin.

Jahre später wurde ich als angehender Psychologe in Berlin im *Märkischen Viertel* entgegen meinen Erwartungen erneut mit dem Thema konfrontiert. Ich arbeitete damals mit sozial auffälligen Kindern, die aus konfliktiven Familien stammten und die Sonderschule besuchten. Als ich mich mit den Ursachen ihrer Probleme beschäftigte, traf ich auf die üblichen komplizierten sozialen Verhältnisse, aber auch mit überraschend großer Vehemenz auf die deutsche Vergangenheit. In einer Familie lag die Problematik der Mutter darin, dass sie das Produkt der Vergewaltigung ihrer Mutter durch einen russischen Soldaten war. Der Familienvater hingegen war in seiner Kindheit von seinem »verrückt« gewordenen Nazivater gequält worden. In einer anderen Familie gab es einen aggressiv auffälligen, kleinen Jungen, der Pfarrer werden sollte. Nachfragen ergaben, dass er mit Hilfe des Pfarerberufs für die Verbrechen des Nazigroßvaters Buße tun und darüber hinaus aufgrund des zölibatären Lebens das »Böse im Blut« ausgelöscht werden sollte. Als ich nachzufragen begann, stellte sich bei etwa 80% der Familien ein relevanter Bezug zur nationalsozialistischen Vergangenheit heraus. Aus heutiger Sicht löst das möglicherweise kein Erstaunen mehr aus. Damals war es überraschend und im Zusammenhang mit sozialtherapeutischem Arbeiten weitgehend unbekannt.

So begannen Traumatisierungsprozesse auch in meinem beruflichen Leben eine immer wichtigere Rolle zu spielen. 1980 besuchte ich den Kongress der *Europäischen Psychoanalytischen Vereinigung* in Bamberg, bei dem das Thema Trauma und der Umgang mit der deutschen Vergangenheit in der Psychoanalyse erstmals im Mittelpunkt stand. Dieser Kongress wurde in den Folgejahren zum Ausgangspunkt einer lang anhaltenden und bis heute fortdauernden Debatte in Psychoanalytikerkreisen über das Verhältnis zur eigenen Geschichte, den Zusammenhang von psychischen und politischen Prozessen, die Aufarbeitung der deutschen Vergangenheit und über Trauma-

tisierungen. Ich wusste damals nichts von der Bedeutung, die dieser Kongress haben würde, aber eine Reihe von Dingen ist mir sehr eindrücklich in Erinnerung geblieben: Die Atmosphäre war aufgeheizt, es gab wütende Diskussionen, Tränen und Schuldbekennnisse; all das nichts Gewöhnliches für einen Psychotherapeuten-, und erst recht nicht für einen Psychoanalytikerkongress. In einer Plenumsdiskussion berichtete ein Lehranalytiker darüber, dass er unmittelbar neben einem KZ aufgewachsen sei. Das habe ihn zwar sehr geprägt, sei aber nie Thema in seiner eigenen Lehranalyse gewesen, und er spreche auf dieser Tagung zum ersten Mal darüber. Beeindruckend war auch der strenge Vortrag von Hans Keilson. Kurz zuvor war sein Buch über die sequentielle Traumatisierung von Kindern erschienen, in der seine Follow-up-Untersuchung zum Schicksal jüdischer Kriegswaisen in den Niederlanden auf zwei Arten dargestellt wird: biographisch-qualitativ (deskriptiv-klinisch) und quantitativ-statistisch. In seinem Vortrag verzichtete Hans Keilson fast vollständig auf die bewegenden qualitativen Aussagen und Beschreibungen seines Buches und argumentierte stattdessen auf der quantitativ-statistischen Ebene. Der Vortrag war hart und böse, als hielte Keilson Gericht. In der anschließenden Diskussion wurde kritisiert, dass er zu uneinfühlsam über die Opfer berichtet hätte.

Über meine Schwester Sophinette habe ich Hans Keilson dort persönlich kennen gelernt. Ich bin ihm in den Folgejahren immer wieder begegnet und habe nicht nur unendlich viel von ihm gelernt, sondern auch erfahren, was für ein warmherziger, beschützender und gleichzeitig unsentimentaler Mensch er ist und wie hilfreich diese Kombination gerade im Bereich der Traumaaarbeit wirkt. Damals in Bamberg habe ich diese stützende Seite im persönlichen Gespräch mit ihm unmittelbar erlebt. Was allerdings den Vortrag anging, so erzählte er mir, dass es ihm unmöglich gewesen wäre, ihn anders zu halten, weil er zu wütend war. Er hatte nicht nur über die Vergangenheit gesprochen, sondern auch über die Gegenwart. Nur in der scheinbaren Distanz der Statistik war für ihn der Schrecken der Kommunikation in diesem Kontext aushaltbar. In Bamberg – und speziell in dieser Begegnung mit Hans Keilson – habe ich zum ersten Mal verstanden, dass sozialpolitische Traumatisierungsprozesse immer innen und außen wirksam sind, sie töten und bleiben doch lebendiger Schmerz, sie sind immer Vergangenheit und Gegenwart.

Die Beziehung zu einer im deutschen Exil lebenden Chilenin, die in ihr Heimatland zurückkehren wollte, führte 1982 zum Umzug nach Chile; dort lebte ich bis 1999. Ich hatte zunächst große Zweifel daran, ob Psychologen überhaupt etwas in Ländern der »Dritten Welt« zu suchen hätten, vor allem, wenn sie aus einer reichen Industrienation stammten. Auch schien mir der Psychologenberuf nicht die adäquateste Voraussetzung für den antidiktatorischen Kampf in Chile. Allerdings ergab es sich, dass in Chile mitten in der Diktatur ein Team von Psychologen und Psychiatern arbeitete, das versuchte, den Opfern zu helfen. Die Möglichkeit, mich daran zu beteiligen, empfand ich als große Chance, weil ich so, in einem mir eigentlich sehr fremden Land an etwas teilnehmen konnte, was einerseits politisch sinnvoll und wichtig war, andererseits mir aber auch erlaubte, die Menschen und ihre Probleme wirklich kennen zu lernen und nicht eine typische marginalisierte Ausländerexistenz zu führen. Ich wurde Mitglied des chilenischen Teams, versuchte den Opfern der politischen Verfolgung therapeutisch zu helfen, entwarf zusammen mit anderen theoretische und praktische Modelle und entwickelte mich nach und nach zu einem so genannten Traumaexperten. Meine Erfahrungen und Rückschlüsse aus der Arbeit in Chile habe ich in meiner Dissertation zusammengefasst und 1992 als Buch *Ohne Hass keine Versöhnung. Das Trauma der Verfolgten* veröffentlicht. Diese Jahre haben Spuren hinterlassen, neben vielem Erfreulichen, auch Wunden und Narben. Ich habe am eigenen Leibe erfahren, was wir heute mit eleganten Wörtern wie Burnout oder sekundäre Traumatisierung beschreiben. 1995 wurde mir endgültig bewusst, dass ich meine eigenen Grenzen längst überschritten hatte und selbst Hilfe brauchte.

Bis zum heutigen Tage arbeite ich weiterhin mit dem Schwerpunkt Trauma. Allerdings habe ich mich von der unmittelbaren klinischen Arbeit zurückgezogen. Im Laufe der Jahre begann ich zunehmend Projekte zu beraten und mich mit Fortbildung zu beschäftigen. Seit meiner Rückkehr 1999 nach Deutschland ist dies der Mittelpunkt meiner Arbeit geworden. Ich berate Projekte in Kriegs- und Krisengebieten und supervidiere in Deutschland Institutionen im Bereich der Flüchtlingshilfe. Ziel dieser Arbeit ist es, andere darin zu unterstützen, ihren eigenen Weg in der Traumaarbeit zu gehen, sich selbst und ihre Klientel angemessen zu schützen. Ich bemühe ich mich, dabei mitzuhelfen, Traumaarbeit nicht als imperiale Veranstaltung

den Menschen aufzuzwingen, sondern im Gegenteil die Chance zu nutzen, etwas vom Leid der Menschen zu verstehen und gleichzeitig Emanzipation zu fördern. Ich versuche, die Dichotomie zwischen individualpsychologischen und sozialpolitischen Ansätzen zu überwinden und dazu beizutragen, dass in unterschiedlichen kulturellen Kontexten eigene Modelle von Theorie und Praxis entstehen können, die wiederum in einem inter- und transkulturellen Kommunikationsprozess diskutiert, ausgetauscht und entwickelt werden können.

Zur Struktur des Buches

Das Buch ist in vier Teile gegliedert. »Trauma und Bindung« diskutiert eingangs die therapeutische Arbeit mit Patienten. Im Mittelpunkt steht dabei die Frage nach der Beziehung zu traumatisierten Menschen. Ich habe dieses Thema an den Anfang gestellt, weil es wichtig ist, sich bewusst zu machen, dass Traumata, gerade wenn wir von massiven Traumatisierungsprozessen auf der ganzen Welt sprechen, immer in Individuen, in konkreten Körpern stattfinden. Nur indem wir uns auf das komplexe Bindungsgeschehen einlassen, das der Umgang mit traumatisierten Menschen erfordert, können wir beginnen, die extreme Monstrosität gesellschaftlich verursachten individuellen Leides wahrzunehmen und zu verstehen.

Im ersten Kapitel »Die Psychotherapie von Extremtraumatisierten – Chile« fange ich die Diskussion dort an, wo ich sie 1992 beendet habe, beim Bindungsgeschehen zwischen Therapeuten, Patienten und der notwendigen Nicht-Neutralität im Rahmen der Behandlung von sozialpolitischen Traumatisierungen. Dabei wird das Konzept des *vinculo comprometido*, der sich einlassenden Bindung, vorgestellt und im Rückblick von heute aus kritisch reflektiert. Nachgedacht wird auch über die grundsätzliche Problematik des Verhältnisses von Therapie und Politik.

Im Mittelpunkt des Kapitels »Mariana« steht eine Therapiestunde mit der Tochter eines chilenischen Verschwundenen, in der der Kern ihrer traumatischen Erfahrungen zwischen uns lebendig wurde. Mit ihr habe ich nicht nur das extreme Potential traumatischer Vernichtungsprozesse kennen gelernt, sondern auch zu begreifen begonnen, welche Wege aus der

Traumatisierung herausführen können. Meine Akzeptanz der von der Patientin erlittenen Zerstörung wurde zum Beginn eines Neuanfangs.

In »Setting und Übergangsraum« geht es um die Relevanz und die Bedeutung der Rahmenbedingungen für den therapeutischen Prozess. Institution und Behandlungstechnik müssen sich an die Patienten anpassen, nicht umgekehrt. Ich schildere die Behandlung einer extremtraumatisierten Familie, die die Folgen von Haft, Folter und Exil zu verarbeiten hatte. Unter Bezug auf D.W. Winnicotts Theorie der Übergangsphänomene versuche ich aufzuzeigen, wie kompliziert, für den Erfolg der Behandlung aber entscheidend, die Anpassung des Settings an die spezifischen Bedürfnisse der Familie war und wie hier nach und nach gemeinsam ein die Symbolisierungsprozesse fördernder Übergangsraum gefunden und genutzt werden konnte.

»Von der Mühsahl, die eigene Ohnmacht zu nutzen« beschreibt meine Erfahrungen als Supervisand und als Supervisor von Gruppen. Um sich die Behandlung extremtraumatisierter Patienten zuzutrauen, bedarf es auf Seiten der Therapeuten eines entwickelten Glaubens an die eigene Omnipotenz. Aber keine Behandlung kann Erfolg haben, in der der Therapeut nicht lernt, die eigene Ohnmacht anzuerkennen und dem Patienten Macht und Kraft zuzubilligen. Das Erlernen und Aushalten der eigenen Ohnmacht erweist sich als Schlüssel des Behandlungserfolges. Häufig verleugnen gerade Traumateams ihre Schwierigkeiten, was nicht nur zu schlechten Behandlungen, sondern auch zu Selbstschädigungen führt. Unter Bezug auf Winnicott und Bion stelle ich ein Supervisionskonzept für solche Teams vor, weil sie gerade wegen des intensiven Bindungs- und Beziehungsgeschehens einer permanenten Begleitung und Betreuung bedürfen.

Der zweite Teil des Buches »Traumatische Prozesse und Gesellschaft« stellt die gesellschaftspolitischen Dimensionen von Traumata in den Mittelpunkt, zum einen im Hinblick auf die Notwendigkeit der Aufarbeitung einer verbrecherischen Vergangenheit, zum anderen in Bezug auf die fatale Psychologisierung der Flüchtlingsproblematik in Deutschland, hinter der sich ein relevantes politisches Problem verbirgt. Bei sozialpolitischen Traumatisierungsprozessen geht es immer um Individuen, ihr Leid aber wird nur in Bezug auf die gesamtgesellschaftlichen Prozesse

verständlich. So ergibt sich das Dilemma, dass zwei Dimensionen miteinander verknüpft werden müssen, die sich eigentlich gegenseitig ausschließen: das konkrete Erleben und der gesellschaftliche Prozess, der dieses Erleben bestimmt. Habe ich im ersten Teil der individuellen Dimension den Vorrang eingeräumt und aus dieser Perspektive die notwendigen gesamtgesellschaftlichen Dimensionen versucht zu bestimmen, so gehe ich im zweiten Teil umgekehrt vor. Jetzt steht der gesellschaftliche Prozess im Vordergrund, der aber nur im Rückgriff auf die individuelle Dimension Tiefenschärfe bekommt.

»Die Wahrheit der Erinnyen« widmet sich den griechischen Rachegöttinnen, die im Zuge einer Gerichtsverhandlung gegen den Muttermörder und Väterrächer Orest zu den Euminiden, den Schutzgöttinnen Athens, werden. Dieser griechische Mythos dient mir dazu, über die Möglichkeiten und Grenzen von Versöhnungsprozessen nachzudenken, über die Relevanz und Funktion von Gerichtsverfahren und Wahrheitskommissionen. Ich versuche zu belegen, dass die Erarbeitung von Wahrheiten auf der gesellschaftlichen Ebene einen wichtigen friedensfördernden Prozess darstellt, nicht im Sinne absoluter Harmonie, sondern als Wiederherstellung von Konfliktfähigkeit, als Integration von Aggression. Eine konflikthafte und langdauernde Aufarbeitung der Vergangenheit ist deshalb nicht notwendig ein Zeichen mangelnder Versöhnung, sondern kann im Gegenteil ein Hinweis auf einen lebendigen Demokratisierungsprozess sein.

»Das Elend mit den Flüchtlingen – Undankbare Opfer und ihre Helfer« diskutiert die gesellschaftliche Dimension von Trauma in Bezug auf Flüchtlinge. Dabei überdenke ich zunächst den reduktionistischen Opferbegriff, mit dem wir versuchen, Verständnis für die Leidenden dieser Welt aufzubringen, während wir gleichzeitig bemüht sind, sie uns vom Leibe zu halten. Ich betrachte die traumatische Realität von Menschen in verschiedenen Kontexten, bevor sie die Flucht ergreifen, und diskutiere beispielhaft die Arbeit mit einem Mann in Chile, der schwere Folterungen erlitten hatte. Von diesem Hintergrund ausgehend überlege ich, was notwendig wäre, wenn man bei uns die komplexen Hintergründe von Flüchtlingen wirklich verstehen wollen würde. Auf der einen Seite stehen staatliche Stellen, die die Schrecken der Verfolgung in den Heimatländern grundsätzlich verharmlosen und versuchen, die Flüchtlinge zu vertreiben.

Auf der anderen Seite kämpfen Fachleute um die Anerkennung des Leides dieser Menschen, glauben aber in eurozentrischer Selbstüberschätzung, nur bei uns könne man leben und von den Traumatisierungen geheilt werden.

Damit komme ich zur psychologischen Begutachtung von Flüchtlingen, die weder ein wissenschaftliches noch ein therapeutisches Problem ist, sondern im Wesentlichen ein Politikum, das als solches zu analysieren ist und dessen zerstörerische Folgen erkannt werden müssen.

Im dritten Teil »Die Erfindung des Traumas« steht der theoretische Ansatz selbst zur Debatte. Zunächst geht es dabei um die Frage, wie ein Traumaverständnis beschaffen sein muss, das die vielfältigen Kritiken am Konzept angemessen berücksichtigt. Danach greife ich die Thematik wissenschaftshistorisch auf und frage insbesondere in Bezug auf die Entwicklung der psychoanalytischen Theorie nach dem historischen Schicksal des Traumbegriffes. Ich habe diesen theoretischen Kern meiner

Überlegungen bewusst nicht an den Anfang, sondern in die Mitte des Textes gestellt. Ich wollte zuerst die Komplexität der Problematik vermitteln und unterschiedliche Zugangswege aufzeigen, vom individuellen Leid über die gesamtgesellschaftliche Dimension bis hin zu den fragwürdigen Diskursen über diese Phänomene.

»Zur Notwendigkeit eines konzeptionellen Neuanfangs« versucht, einen paradigmatischen Wechsel im konzeptionellen Denken über Traumata zu skizzieren. Dabei gehe ich detailliert auf Keilsons sequentielle Traumatisierung ein, fasse meine Kritik an der posttraumatischen Belastungsstörung zusammen und entwickle mein eigenes erweitertes Konzept.

Hans Keilson hat seine Theorie der sequentiellen Traumatisierung im Bezug auf das Schicksal jüdischer Kriegswaisen in Holland herausgebildet. Damit hat er den wichtigen Schritt hin zu einem Prozessverständnis von Trauma getan und dabei überzeugend deutlich gemacht, dass Traumatisierungen keine einfachen Folgereaktionen auf Ereignisse, die die Psyche überfordern, sind, sondern in ihrem gesamten Verlauf in Bezug zum umgebenden Milieu gesehen werden müssen. Es geht nie nur darum, was jemand Schreckliches erlebt hat, sondern auch darum, was in der Folgezeit passiert. Keilson selbst ist Psychoanalytiker, aber seine Theorie weist nicht nur über

die Psychoanalyse, sondern über jede speziellere psychopathologische Theorie hinaus. Deshalb spreche ich von einem Paradigmenwechsel. Keilson definiert keine Pathologie, sondern einen Rahmen, mit dem man in unterschiedlichen Kontexten einen möglicherweise pathologischen Prozess entdecken und dokumentieren kann. Ich bemühe mich in diesem Sinne, seine Theorie zu reformulieren und entwickle ein sechsstufiges Sequenzenmodell, das nicht mehr an Holland während und nach dem Zweiten Weltkrieg gebunden ist, sondern in unterschiedlichsten Zusammenhängen angewendet werden kann. Eine zusätzliche spezielle sequentielle Abfolge ergibt sich dabei für Flüchtlinge.

»Die Ferne träumen« greift das Problem wissenschaftshistorisch auf. Unter Rückgriff auf Edward Said werden die Entwicklung und der Gebrauch psychoanalytischer Traumatheorien historisch nachvollzogen. Diese erweisen sich letztlich als verflochtene Geschichten von Flüchtlingen und belegen die Kommunikationsprobleme zwischen »Erster« und »Dritter Welt«.

Dass Trauma ein wissenschaftstheoretisches Konstrukt war und ist, hat mich seit langem beschäftigt. Aber erst durch die Lektüre Edward Suids bin ich auf den Begriff der verflochtenen Geschichten gestoßen. Es ist ein Konzept, das einerseits die imperialistische Besetzung der »Dritten« durch die »Erste Welt« beschreibt, und zwar gerade im Sinne wissenschaftlicher und kultureller Produktionen. Andererseits macht es aber auch deutlich, dass beide Geschichten nicht voneinander zu trennen sind, dass es sich um Beziehungen handelt, die auf beiden Seiten langfristig die Identität bestimmen und die kulturelle Produktion definieren. Ich benutze die Said'schen Überlegungen hier, um der psychoanalytischen Theorie in unterschiedlichen Kontinenten nachzuspüren, um die Macht und Ohnmacht unterschiedlicher Traumadiskurse besser zu verstehen und um einen besseren Zugang zum Problem der kulturellen Differenzen zu erhalten.

Im vierten und letzten Teil »Trauma und kulturelle Differenz« sind Suids verflochtene Geschichten die Brücke und der Rahmen zu meinen eigenen Erfahrungen und Reflexionen. Die Frage, wie kulturspezifisch die Traumadiskussion zu führen und die Problematik der Hilfe in den Kriegs- und Krisengebieten der Welt anzusehen sei, hat mich bereits zu Beginn meiner

Arbeit in Chile beschäftigt. Im Laufe der Jahre ist sie umso drängender geworden, je mehr mich Beratungsaufträge auch in andere Länder geführt haben, wie z.B. nach El Salvador, Angola, Bosnien, Nordirland, Palästina, Nepal, Tadschikistan und Sierra Leone. Wie Traumaverarbeitung im Rahmen der internationalen Zusammenarbeit gefördert und nicht nur behindert werden kann, stellte sich als Problem immer mehr in den Vordergrund. Es besteht kein Zweifel daran, dass die internationale Gemeinschaft in den Notgebieten dieser Welt zu helfen versucht, ihr in Bezug auf Trauma dies aber eher schlecht als recht gelingt.

»Edel, hilfreich und gut« diskutiert die Krise der humanitären Hilfe in Kriegsregionen in kritischer Auseinandersetzung mit einem Buch von David Rieff, der darin die erste systematische Auseinandersetzung mit diesem Thema gewagt hat (Rieff, D., 2003). Rieff beschreibt den unwahrscheinlichen Aufschwung der Krisen- und Katastrophenhilfe der letzten Jahre, wie auch den weit reichenden und gefährlichen Wendepunkt, an den die humanitäre Hilfe selbst in Folge des Genozids in Ruanda, des Bürgerkrieges in Ex-Jugoslawien und schließlich des Krieges in Afghanistan geraten ist. Daraus schlussfolgert er die Notwendigkeit, zu einer scheinbar unpolitischen und neutralen humanitären Hilfe zurückzukehren. Dem widerspreche ich und stelle die These auf, dass es eine nicht-neutrale, sich für Menschenrechte und deren Einhaltung interessierende humanitäre Hilfe geben kann, ohne dass dies notwendigerweise zu Katastrophen wie in Ruanda führen muss. Diskutiert wird die Unmöglichkeit einer Entwicklungszusammenarbeit, die nicht deutlich für die Opfer Partei ergreift. Ich kritisiere karitative, angeblich neutrale Hilfsvorstellungen, die in Wirklichkeit politisch sind und häufig Schaden anrichten. Abschließend reflektiere ich meine eigenen Wahrnehmungen über die Beziehung zwischen Hilfesuchenden und Hilfegebenden. Die hier sich entfaltende Kultur der Lüge scheint mir eine notwendige Begleiterscheinung des internationalen Hilfsgeschäfts zu sein.

»Verflochtene Geschichten« formuliert die Hypothese, dass Traumadiskurs und Traumaarbeit einerseits das letzte imperiale Kulturprojekt darstellen, andererseits aber auch die Chance beinhalten, mehr vom Leid der Menschen zu verstehen, und helfen könnten, nicht nur im unmittelbaren psychosozialen Bereich, sondern in der internationalen Zusammenarbeit